



Hüte der Heimat heilige Scholle

Landesberge im schönen Neumarkland

Die Neumark nach heutigem Begriff umschließt die Kreise: Arnswalde, Friedeberg, Soldin, Landesberg und Königsberg und wird begrenzt im Osten von der Drage, im Süden vom Weße, und Warthe, im Westen vom Oderbruch. Die Nordgrenze greift gadiig ins Pommerland hinein! —

Do Siedlung, Gelschichte, Wirtschaft, kurz das gesamte Kulturleben eines Landes abhängig und hehndig find durch seine geologische Grundgestaltung, so sei eingangs eine kurze erdunkliche Uebersicht gegeben: Die plattförmig-reliefartige Oberfläche form erhielt Norddeutschland und somit auch unsere Neumark durch die Gletscher der Eiszeit. Die letzte Vergletscherung war die einzige, welche diesen Raum nicht ganz überzog, sondern im nördlichen Theile unseres Vaterlandes Jahrhunderte-tausende stille stand, stationär wurde und dessen Endmoräne auch quer durch unsere Neumark verlief. In diesem Endbogen des Gletschers schmolz das Eis ab, und die nachdrückenden Gletschermassen stürzten die mitgerollten Gesteine — das Gelschiebe —, sowie die Behmschichten zu hohen Wiedaufbauten, zur Gestein. Endmoräne, vorzüglich aus. Sie ist geologisch auch in der Neumark festgelegt und beginnt im West. an der Ober bei Behden, streift dann östwärts bei Mohrin, Staffels, Schöneberg (wo dieser Berggründen besonders scharf ausgeprägt erscheint), bis Rarzig, südlich von Verdingen, vorbei bis Angermünde; hier schwenkt sie fast rechtwinklig nach Norden und geht ziemlich parallel mit der Drage zur pommerischen Grenze. Beim langsamen Zerfallsgang der Gelschichten bildete sich durch den breiten Abfluss der Gewässer am Südrand der Endmoräne ein flaches, etwa 12 Kilometer breites, landurberichtetes Gebiet, die sogen. Heide- oder Waldente. Dieser Landstrich ist zum Siedeln nicht recht geeignet, daher finden wir in ihm wenige Dörfer und eine Stadelanlage, wohl aber großen Reichtum an Rohholz und auch Buchenwäldern. An die Waldente schließt sich im Süden die etwas höher gelegene, von der vorletzten Vergletscherung stehen gebliebene Grundmoräne oder Gelschiebemergel- und Sandsteine, die sogen. Dertal in verschiedener Breite, 10–15 Kilometer, am Rande des Rarzig und Neuchens bis zur Drage hinziehend. Der Boden ist durchschnittlich etwas Ackerland, und daher erklärt sich die reiche Befriedelung von ersten, deutschen Reihendörfern. An Stätten finden wir hier: Arnswalde, Rirrenswalde, Neudamm, Friedeberg, Wendenberg, Neu-Weßel, Nüßlich von Grundmoränenbogen hinüber bis naturgemäß beim Stüdang des Gletschers die abströmenden Schmelzwasser, und wir haben die auch etwa 12 Kilometer breite Zone der Stadelentfesen. So entstanden die vielen, schönen, oft

hochromantischen Seen dieses Gebietes. An ihnen bauten dann später die deutschen Siedler die vielen freundschaftlichen Städte auf, und wir finden daher in diesem fruchtbaren Stadeln neben vielen Dörfern: die meisten Städteanlagen unserer Neumark: Jechen, Rarzig, Mohrin, Schmöllsch, Soldin, Vorpommern, Verdingen, Bernstein, Arnswalde und Neßel! Die oft ermüdete Endmoräne ist auch die Wassertheide der Neumark. Nach Norden fließen ab: die beiden Rhna, die Rhne, die Tze, die Möhrke; nach Süden rinnen: durch die in die Heide und die Gelschichte oft tief eingegrabene, landschaftlich sehr schönen, vielversuchten Talgründe: die Drage, die Puls, die Janze, die Gladow, die Weße, die Wießel! Wo nun das neumarkische Höhen Gelände in die Bruchlandschaft übergeht, da liegen die einzelnen Bergschälen wie Perlen an der Schwur; es seien nur genannt: Drielen, Altfarbe, Jantoch, Landesberg, Weß, Tammel, Rirrin. Das 12–15 Kilometer breite, südlichen Teil der Neumark. Es ist ein Urstromtal, das die neumarkischen Schmelzwasser der Eiszeit von Osten nach Westen, von der Weße her durch die Rirwinenke quer über und endlich zur Nordsee führte. Durch die geniale, kraftreiche friederianische Urbarmachung und Befriedelung hier aus Sumpf und Morast in 10jähriger Arbeit eine fruchtbare und gesunde Kulturlandschaft unseres ganzen Vaterlandes geworden. So haben wir also von Norden nach Süden in unserer Neumark folgende, durchschnittlich 12 Kilometer breite, geologisch verschiedene Landstrichen fennenelemente: 1. das Stadelentfgebiet, 2. die Heide, 3. die Gelschiebemergel- und Sandsteine, 4. die Bruchlandschaft.

In prähistorischer Zeit wohnten in der Neumark germanische Völkerschälen und zwar die Burgunder, was aus Stein-, Bronze- und Eisenfunden festgelegt ist. Nach ihrer Abwanderung rüdten slawische Völker in unser Land ein; südlich der Warthe-Weße waren es die Polier, nördlich des Sumpfigkeit waren es die Pommer.

Gelschicht ragt zuerst als wichtiger Neben- als die uralte, vielumstrittene polnische Burg Jantoch ab die gegenüber auf dem Schloßberg gelegene Pommerburg hervor (1090). Ihre Anlagen waren geologisch dadurch bedingt, daß die beiden Randhöhen, die das Sumpfland von Bromberg bis Rirrin begreifen, hier bis auf wenige hundert Meter ausflammetraten und einen Ueberhang von einer Seite zur andern leicht ermöglichten. Pommer und Polen waren nicht die bittersten Feinde, und daher die beiden Pöb- und Burgundern und daher der ewige Kampf und Streit. Schon seit den frühesten Zeiten führte ein uralter Handelsweg — eine Römerstraße — von Warchau über Jantoch nach der St.

henden Handelsstadt Julin und der Jogen. Beringsweg von Kolberg nach Schleien, nach Breslau. Durch die bekannten Ausgrabungen im vorigen Jahre, die auf dem Jantocher Burgstätt jenseit der Warthe oft übereinander liegende Brand- und Schutthalen erloschen, ist festgestellt, daß die erste und unterste Siedlung an dieser Stelle eine germanisch-burgundische aller Wahrscheinlichkeit nach gewesen sein wird. Nicht nur die Polen von Osten und die Pommer von Norden, auch die schlesischen Völkchen vom Süden und endlich auch die brandenburgischen Nachbarn vom Westen her, alle wollten Jantoch, diesen strategisch so wichtigen Ort, haben, und so erklärt sich der jahre hundertlange blutige Kampf um dieses Volkswerk, von dem schon um 1100 die Christen sagten: „Jantoch ist eine vollreife Erbsend und der Schlüssel des Völkerrichs“.

1292 rüdten die ersten deutschen Siedler, nämlich die Tempel-Ritter, von Süden, von Schleien her, in die Neumark ein und haben von ihrer Rommende Quartieren aus das nun liegende Land durch systematische An siedlung deutscher Bauern dem deutschen Volkstum und der deutschen Kultur aneignen gewonnen.

Und nun begann für unsere Heimat das arthare Kolonisationswerk des askanischen Markgrafen, und zwar drangen sie 1240 bei Jechen über die Ober und grüneten 1243 Rarzig, die erste deutsche Stadt auf neumarkischem Boden. Die Tempelritterbünde gen wurden in Peßel. Darum griffen die Brandenburger unermüdet an. 1292 wurde Soldin, 1299 Arnswalde, 1271 Friedeberg und wohl auch Woldenberg, 1273 Verdingen gegründet. Jetzt war ein Zusammenstoß mit Polen unvermeidlich. Die damaligen brandenburgerischen Markgrafen Johann I. und Otto III. ließen es dem mächtigen Polenreiche und der starken Kallienall Jantoch gegenüber für stiller und geratener, auf friedlichem Wege vorzugehen. Eine Heirat mußte helfen. Konrad, der Sohn des Markgrafen Johann, verlobte sich mit Konstante, der Tochter des polenfürsten Przemislaw; als Brautpreis wurde in der Urkunde 1255 das Land Jantoch, aber ohne die feste, bestimmt. Am Mai 1257 farb plötzlich der Polenfürst. Leicht konnte in den mächtigen Wirren das schon halb Grundstene verloren gehen. Darum griffen die Brandenburger schnell zu und ließen nicht weit (12 Kilometer) ab von Jantoch, auch an der Warthe, auf dem geräumigen Deltastück der Gladow von ihrem Gekreuen Albert von Zug eine feste Stadt, eine Wäldersburg, errichten, der sie den Namen Rirrin gaben. Die Gründungsurkunde vom 2. Juli 1257 ist noch im Stadtarchiv vorhanden. Dieser Ort sollte die Berge, der Schutz, der Schutz des Landes sein, von dem die Markgrafen ihre Ansprüche auf Jantoch

energisch geltend machen konnten. Das war die Geburtsstunde unserer lieben Reichs-
Kronrats und Kronkanzlers Heidegger, wurde
am 1280 in Jantoch selbst begabt, aber
der Kampf und Streit um diese feste Gasse
weiter; noch 1414 fordert der Polentofen „Jantoch“
mit allem, was dazu gehöret. In den
Jahren 1320–23 erhielt Jantoch eine mächtige
Steinmauer, die so weite auch unter
deren Mauer wir heute noch bewundern sehen.
Der blutige Einsatz und Auszug der Ritter
und Polen im Jahre 1325 verurteilte viele
Eidsteine und Dörfer der Neumarkt, zerstückte
aber an der Landhaftigkeit der neuen Neumarkt
und der Weichseltigkeit der Landbesitzer Ritter.
Wie andere Städte so wurde auch unter
Jantochberg von vielen Bränden schwer heim-
geschickt; jedoch immer wieder erhob sich das
Gemeinwesen, von den Landesfürsten wieder
unterstützt, aus Schutt und Asche. 1402 kam
die Neumarkt an den Deutschen Ritterorden,
aber diese Zeit brachte der Lande keine Ruhe,
sondern viele Grenzstreitigkeiten, Raub und
Plünderung. Die Hussiten brachen 1432 in
unser Gebiet ein. Jantoch ging durch Verrat
verloren, Friedeberger und Woldenberg wurden
verbrannt, das verlassene Soldat wurde dem
Erdboden gleich gemacht, Lippische, Schönfelds,
Karnalke hielten den Jantoch in die Hände.
Nur das wohlbesetzte Jantochberg, „das vom
9.–15. Juli beschossen wurde, hatte sich gehalten.“
Am 18. Januar 1455 kam die Neumarkt
unter die Herrschaft der Hohenzollern.
Jantoch erholten sich Dörfer und Städte,
Handel, Wandel und Verkehr blühten empor,
bis die Furie des 30jährigen Krieges wieder
alles vernichtete und unsere Heimat in eine
Wüste verwandelte. Gustav Adolf kam 1631
von Droßeln her über das Jantochberg und
eroberte die zur Feldbahn ausgebaute
Kantstraße. Jantoch ergab sich, und der
Krieg zog im April in die Mauern unserer
Stadt ein. Auch die russischen Heereshaufen

des Siebenjährigen Krieges brachten für unser
Land Not und Verhängnis, bis der Große
Friede von 1763 über die Stadt trat,
die sie zurückführte. Sein tüchtiger Auf-
sicht und Kolonistator Franz Kallsthal
Schönberg von Brenthoff hat dann auf An-
regung des Königs von 1763–1778 im Nebe-
n- und Jantochberg die größte Kulturarbeit unserer
Väter geleistet, indem er aus Sumpf und
Morast blühendes und gesegnetes Auenland
schuf, auf welchem sich viele tausend fleißige
Siebter durch unermüdbliches Schaffen und
Wirken eine eigene Scholle und ein eigenes
Heim erarbeiteten. Und blühen wir heute
herab vom Schlossberg der Jantoch, wo einst
die Rommervortung stand und sich jetzt ein
Parktum, ein Maßbaum an verzauberte
Rampsezeiten erhebt, dann überfließen wir
grüne Wiesengründe, freundliche Ackerbreiten,
fruchtbares Heimaland, und uns geht helles
Dahns Stroch durch den Sinn:

Das Land, das weiland unsere Väter
gehoben aus Barbarentum,
das Land soll bleiben den Germanen
nach deutschem Recht und deutschem Brauch.
Wahr als die Schwärze seiner Wälder
hat hier des deutschen Fingens Fleck
aus Wäldern ein Heim geschaffen,
wie's deutsche Art zu schaffen weiß!

Wir denken an den Namen unserer Heimat:
„Jantochberg“. Ja, sie und die ganze
Neumarkt hat an der Grenze sollen wie
einst sein und bleiben eine treue Veste,
ein heiliger Schutz für deutsche Art und deutsches
Wesen, für deutschen Glauben und deutsches
Volkstum.

Güte der Heimat heilige Scholle.
deutlich soll sie bleiben, komm, was wolle.
Komm, was wolle: Glück und Heimat.
Deutsche soll sie bleiben in Ewigkeit.

Max Bachmann.

„Besuch in der Weidenrose“

Kürzlich brachte der Reichsfürst der
Berlin ein Buch vom Leben der
Flamen: „Licht Blumen sprechen“.
Das Manuskript schrieb Wolf Hei-
mann. Wir veröffentlichen daraus
die folgende Szene, die den Besuch
des verzauberten kleinen Hans in
einer Weidenrose schildert.

Rhymph: Komm, mein Junge, aber wir
wollen in das Weidenröschen hinein-
steigen.

Gans: Hineinsteigen?
Rhymph: Ja, wir machen uns ganz klein.
Das geht ganz schnell – so fließt du, ich
fahre nur einmal mit meinem kleinen
Nägelschen über dich hin. – Und jetzt
können wir hinein, und dann will ich
dir zeigen, warum es grüne Blätter hat
und so schöne rote Blüten.

Schritt: Ausgesiegt! Wundervoll! Also
eine Führung, sozusagen! Darf ich mich
Flamen vorstellen, kleiner Junge? Sie
sehen in mir den bodenbeinigen Zechmeister
dieser ganzen Anlagen. Ist zwar nicht
wie bei euch Menschen, wo alle Augen-
blicke die Sitzergärten durchgebrannt
sind. Hier läuft auf dem Fleck, und
ich gehe pazieren. Aber, trotzdem, es
ist doch wenigstens einer da, der Be-
scheid weiß. Darf ich bitten mein Herr,
so hoppia, ja, es ist etwas windig
hier oben – so, mein Fräulein, noch
einen kleinen Schritt, wenn ich bitten
darf, – da wären wir...

Gans: Was – jetzt find wir ja mitten in
einem grünen dinsten Gans.

Rhymph: (leise): Gößt du es rauschen? Das
ist die Blume, ihr Väter und ihre Seele...
(Musik)

Die Blume: Aus meinen Tiefen lauge
ich den Saft des Regens empor, und bin
selber ganz still. Ich habe keine Füße

zum Gehen und keinen Mund zu reden,
aber ich höre den Namen „Wind“ und ant-
wer. Wolken treiben über die Sonne, und
ich fühle es, und meine Blätter schlie-
ßen sich leise zu. Wind kommt, und
mein Stengel neigt sich vor ihm. Regen
kommt, und ich werde frisch und klar.
Soll ich dich in der Erde, und hast dich
in der Erde, und ich weiß um das Ge-
heimnis von beiden.

(Musik aus)

Schritt: Hast du es gehört? Und da
denken die Menschen immer, Blumen ha-
ben kein Herz und keine Seele... (man
hört ein leises, knarrendes Zischen)

Gans: Du, Rhymph – unsere Treppe hat
sich ja gedreht!

Rhymph: Natürlich. Die Sonne ist ein
wenig weiter gewandert, und die Wun-
den werfen andere Schatten. Die Blätter
dieses Wäldchens haben es gemerkt und
hier hinunter in den Stiel gemeldet, daß
sie gedreht sein wollen, und nun hat sich
der Stiel gedreht. Aber kommt, noch
oben – wir müssen viele Stufen gehen.

Gans: Doch, das ist aber mächtig hoch...
Rhymph: Komm nur, Hanschen, und halt
dich fest an mir!

Schritt: Jetzt ist es ganz licht geworden
um uns, weißt du, wo wir jetzt sind?

Gans: Sind wir jetzt ganz oben?

Schritt: Wir sind in einem Blatt, mein
Lieber. Wartet, die Beleuchtung, wie?

Gans: Ja, das Bedenklich! Jetzt müßte wir
nach unten durch die dünnere Luft. Jede
da hinüber, die über uns ist, und wir
würden draußen im Freien.

Gans: (sagend): Das sind ja lauter Stüb-
chen, lauter kleine Stübchen! Eins neben
dem anderen!

Schritt: Stübchen ist gut. Mein wirklich,
das flingt so nett und beschaulich. Wir

sagen im allgemeinen „Zelle“ dazu...
Gans: Und in jedem Stübchen wohnt je-
mand?

Schritt: Richtig. Richtig. Eure Profes-
soren haben einen schwierigeren Namen da-
für: Protoplasma sagen sie. In jedem
Stübchen sitzt ein störrisches Protoplasma.
Gans: Was? Was ist das denn darin?
Schritt: Nun, das mal gut auf. Die Füh-
ren sich nur wohl, wenn sie schön in der
Mitte auf dem Boden liegen können.
(kleines Rollen).

Gans: Aber die fallen ja jetzt alle nach
rechts hinüber!

Schritt: Weist du auch, warum?

Gans: Nein.
Rhymph: Wir alle hier draußen im Wald,
wir alle leben von der Sonne, wir alle
leben vom Licht. Siehst du, Hanschen,
wie das Licht durch die grüne Decke
über unseren Köpfen hinunterrieselt und
die grünen Wälder bunt macht?

Schritt: Und das kleine Protoplasma-
fischchen ist schlaf, das setzt sich immer
mitten in das Sonnenlicht hinein.
Siehst du, die Sonne scheint jetzt schön,
und darum haben die Fischchen ihren
Platz verlassen.

Rhymph: Sie haben nämlich gefroren.
Gans: Und jetzt sitzen sie wieder in der
Sonne, nicht wahr? Schaut her! Schaut
her! Jetzt laufen sie alle wieder in die
Mitte ihres Stübchens zurück.

Schritt: Hast du's gesehen? Die Stübchen
haben der Blume gemeldet, daß das
Licht nicht mehr senkrecht in sie hinein-
fällt, und gleich hat die Blume ihren
Stengel so gedreht, daß jetzt alles wieder
in Ordnung ist.

Gans: Das ist aber auf! Jetzt sitzen sie
alle wieder in der Mitte, und die Sonne
scheint so herrlich!

Rhymph: Hans, du bist bei einem großen
Geheimnis dabei gewesen. Diese Stüb-
chen, weißt du, sind die Augen der
Blume.

Gans: Dann hat die Blume aber viele
Augen.

Schritt: Das will ich meinen! Dies kleine
Wäldchen hat ein paar Millionen davon.

Rhymph: Weist du nun auch, warum der
Wald grün ist?

Gans: Ja, weil diese kleinen Fischchen in
ihren Stübchen sitzen, grün sind, und das
Licht nach außen hinbringt.

Schritt: Sieh mal an, der kleine Zech-
meister! Die Menschen werden von Tag
zu Tag schlauer! Jetzt sind schon die
Kinder heute Ingenieure!

Gans: Darf ich noch etwas fragen?

Rhymph: Rur, mein Kind?

Gans: Warum sind dann aber die Blüten
ganz rot?

Schritt: Du bist schon mal einen Regen-
bogen gesehen.

Gans: Ja, da hat der Lehrer gesagt, das
Licht von der Sonne ist in alle Farben
zerlegt.

Schritt: Siehst du, und die Blüte will
die rote Farbe nicht – darum wirkt sie
ja purpur.

Gans: Sie ist doch aber so schön rot. –
Warum will sie denn die rote Farbe
nicht haben?

(Musik)

Die Blume: Ich baue Stodwerk auf
Stodwerk, Wäldchen um Wäldchen habe
ich angelegt, rings um den Stiel herum.
Alles nach herrlich eingerichtet – aber
wollte ich, daß dann würde es warm, und
es trieb mich weiter, und aus meiner
Schuldr wurden keine Blätter mehr,
sondern die Knospe. Da sahste ich, daß
dies das größte war, und daß ich darum
lebte. Und so bist du gekommen. Und
wollte ich, daß du mir, daß ich die brennenden
Strahlen der roten Liebe nicht mehr
brauchen konnte. Und nun hast du denn
alle Strahlen behalten, und die bren-
nenden roten weggeschafft, die nun in euer
Menschenauge treffen. Ich sehr mich
rot, weil ich von innen glüh...

zu entrichten hatte. Aber auch die Naturalleistungen der Vorfahren sind in vielen Fällen verewigt worden, so in Hopfen-, Flachsman, Gänse-, Delphor- und verwandten Formen.

Schließlich ist noch des fächerhaften Falles gedacht, den ein Bauer Wauer heißen kann, ohne es zu wissen. Wir haben nämlich den nicht ganz ungewöhnlichen Bauernnamen Gridel. Der ist so entstanden: Der Vorfahr kam in die Stadt, und weil er sich durch aufgesprohen süßerliches Wesen auszeichnete, nannte man ihn Bauer, und dabei blieb es.

Der ewige Wanderer

Don A. O. Nath

Gen hatte der Fiegekbrenner in der ersten nächsten Fiegelei in Schwerin die letzten Kosten aufgeführt. Nun ruhte er einen Augenblick aus und holte seine Uhr aus der Tasche. Sie zeigte gerade $\frac{3}{4}$ auf 12. Schläfrig ließ er sich die Augen und gähnte laut und vernehmlich. Ja, er war heute Nacht doch rechtlich müde und freute sich schon auf sein Bett. So eine ununterbrochene Schicht von zwölf Stunden war auch gar zu lang. Aber die letzte Bierstunde würde er wohl noch herumkommen. Nur mußte er noch den anderen Brenner wecken, der die zweite Schicht hatte und in der Fiegelei schlief, die auf der anderen Seite der Fiegelei lag. Er mußte er noch einmal gähnen, und dann machte er das eine Tor weit auf. Draußen brannte die Lampe noch, Kalt und feucht schlug ihm die Nachtluft entgegen. Der Brenner schüttelte sich und schloß die Augen, denn neugierig nach dem Stimmeln. Aber dieser war dunkel bezogen und kein einziger Stern zu sehen.

Da hörte der Brenner ein Getrappel, als wenn jemand den langen Berg zur Fiegelei hinauftrieb. Es kam immer näher und näher. Mit einem Male schlug etwas hart auf den Boden, und der Brenner schloß sofort, er einen Schlag vor die Brust. Er taumelte leicht, konnte sich jedoch noch auf den Beinen halten. Ein eisiger Angstschauer rann durch seinen Körper. Er schüttelte sich, und laut vor sich hin schimpfte, um durch die eigene Stimme seine Unruhe zu wehren und sich Mut zu machen, ging er wieder in den Fiegeleien hinein.

Mis sich das Herbegetrappel aber wieder entfernte, guckte er zum anderen Tor hinaus, und da sah er, wie ein fiesenhafter Welter nach dem sogenannten Erdberg ritt, wo der Ton geschlagen wurde, und den Werdwand. Dies geschah. Der Brenner hatte sich das Datum genau gemerkt — in der Nacht vom 17. zum 18. November.

Die übrige Zeit blieb alles still. Am nächsten Tage aber in der gleichen Nacht war derselbe Brenner wieder auf dem Posten.

Seit einigen Wochen hielt sich nun in der Fiegelei ein kleiner Hund, der hier tagsüber herumtollte, sein Essen von den Brennern bekam und nachts auf dem Werdwand schlief. Auch in dieser Nacht hatte er sich zu der üblichen Zeit auf seinem Lager niedergelassen. Als aber die Mitternachtsstunde heranrückte, wurde er merkwürdig unruhig. Endlich erhob er sich, fing an zu miauen und schließlich trug er mit eingestemtem Schwanz dauernd durch die Beine. Verrückter Schwall der Brenner den Hund erst aus. Als das aber nichts helfen wollte, sagte er sich, daß der Hund sich etwas mierte. Und schließlich, wie aus dem Nichts, gewahrte er und vor ihm ein fremder Hund, so groß wie ein Kolb, mit langen, schwarzen Haaren. Das Fell war blank und glänzte wie ein Spiegel. Ohne sich nur im geringsten um den Brenner und seinen Werdwand zu kümmern, ging der seltsame Hund, mit seinen feinen Augen starr vor sich hinblickend, langsam in den Ofen hinein und war mit einem Male wieder spurlos verschwunden.

vorher. Bis dann in der Humanität ein Rastkomme die Nase zu tief in die geleierten lateinischen Blätter gesteckt hatte. Dem geist der deutsche Name Wauer nicht mehr und er machte einen hochförmlichen Agricola und bald die Namensträger selbst den geistlichen römischen Agricola nicht mehr ausprechen. Darum wurde daraus ein Gridel, und dem war der Bauer ein Bauer geblieben.

Fiege nahm der Brenner sich aber vor, den Spatz, sobald er sich wieder in irgendeiner Gestalt zeigen sollte, anzureden. Seine Frau und auch seine Freunde, denen er sein Vorhaben mitteilte, rieten ihm ab. Ja, als das nichts half und er seine Absicht durchaus nicht aufgeben wollte, schimpften und schalteten sie ihn herbe aus und meinten, daß der neue Fiegebrenner, der die nächste Schicht hatte, schlief nicht in der alten Fiegeleibude, sondern hier in dem Familienhaus. Als der Brenner nun wieder zur ersten Fiegelei zurückkehrte, stand dort ein großer alter Mann mit langen Ziegen und einem grauen Belleramantel, wie man ihn früher trug. Einen breitrandigen dunklen Schlapphut hatte er tief ins Gesicht gezogen.

Im ersten Augenblick war der Brenner sehr erschrocken. Aber er sah sich bald und sagte schnell den Namen. „Herr Werdwand, ich bin nicht gefahren, und der ihm jetzt gebrachte einseil: „Alle guten Geister loben den Herrn!“ Obgleich er aber diesen Spruch wiederholte und ihn zum dritten Male sagte, blieb der Fremde nach wie vor stumm. Endlich nahm der Brenner sich ein Herz und fragte was denn eigentlich ein Hege sei, ob man ihm vielleicht ein Vieb singen oder gar eine Messe für ihn gelesen werden sollte. Da sagte der Alte mit hohler, grabsteiner Stimme: „Ich bin nicht katholisch, und auch ein Vieb kann mir nicht helfen. Ich muß immer und ewig hier unten wandern und pilgern!“ Darauf meinte der Brenner, der jetzt schon etwas dreist geworden war, ob er nicht wenigstens irgendein Zeichen hinterlassen könnte. „Für wen denn, eine für die einkünftigen und ungläubigen Warden?“ fragte der Alte. Nun rief der Brenner laut: „Weise, Satan!“ — Aber kaum hatte er dies ausgesprochen, da gab es einen furchtbaren Knall, der Ofen explodierte in allen Werten. Dann erfolgte ein großes Brausen, und es erhob sich ein bestiger Wirbelwind, daß der Staub in dem Ofen nur so flog. Der Brenner war vornübergekniet. Die Wand, auf der er sich sonst auszurufen pflegte, wurde mehrere Male emporgeschleudert.

Als der Brenner sich endlich nach geheimer Zeit wieder gefügt hatte, konnte er sich nur mühsam erheben. Der Schreck war ihm in das eine Bein gefahren, so daß er es gar nicht ordentlich bewegen konnte. Jetzt kam der abblende Brenner in seinen Fiegeleien. Als er das angestarrte Gesicht eines Kameraden sah, fragte er: „Wenich, wie siehst du denn bloß aus und was ist denn nur passiert?“ — Und er vernahm alles, was sich inzwischen zugefallen hatte.

Am anderen Tage bei der neuen Absingung fragte der Brenner seinen Kameraden vor der zweiten Schicht, ob auch ihm etwas in der Nacht begegnet sei. Dieser aber hatte nichts Besonderliches erlebt. Nur jedesmal, wenn er die vielen Brandlöcher auf-

schütteln wollte, hätte ihm jemand dauernd laut in den Nacken geblasen, so daß er seine Waise immer tiefer über die Ohren gezogen hätte.

Als sie nun aber ihre Ausbeute am helllichten Tage betrachteten, sahen sie auf ihr eine große breite Hand schwarz eingebrannt, die nicht abzuwischen ging und wohl gar heute noch zu sehen ist.

Krebse als Schweinefutter

Tatsächlich hat es eine Zeit gegeben, in der die Schmacksachen und heuer nur zu gutem Breiße laubaren Krustentiere den Vorstreckern zum Fröh vorgeordnet werden mußten. Das ist zwar lange her, denn es geschah noch zu der Zeit Friedrichs des Einzigen. Die Erinnerung an jene fisch- und krebsreiche Zeit ist durch längliche Generationen hindurch erhalten geblieben bis in die heutigen Tage. Selbstverständlich ist sie auch urkundlich belegt. Und mit Zahlen und einer richtigen Portion Weis erzählt man da die Tatsache, daß am Ende des 16. Jahrhunderts in Ästria das ganze Schod Krebse mit einem Penny bezahlt wurde. Trotz dieses geringen Preises gelangten auf den Markt soviel, daß die Stadträte es als angemessen erachteten, darauf eine Steuer zu legen. Diese Steuer war zwar sehr gering und betrug nur 1 Prozent der zu Markte gebrachten Krebse. Und trotzdem konnte die Stadt als Zoll am nächsten Jahresabschluß 200 000 Schod Krebse verbuchen. Danach läßt sich leicht ausrechnen, daß während dieses einen Jahres die geradezu märchenhaft anmutende Zahl von nicht weniger als 32,5 Millionen Schod Krebse auf den Markt geliefert wurden. Es ist einleuchtend, daß das nur ein kleiner Bruchteil verkonsumiert werden konnte. Der größte Teil wurde weiter verhandelt in andere Städte und ins Ausland. Doch auch damit konnte der gewaltige Bestand nicht reiflos aufgeräumt werden. So blieben in den noch großen Mengen zurück, mit denen man wirklich nichts Besseres zu beginnen wußte, als sie an die Schweine zu verfüttern. Heute wird es kaum einen Warteisfischer geben, dem es im Laufe eines Tages gelingt, auch nur die Krebse für eines Familienbrottes zu erkaufen. Wenn gleich sich seit einer Reihe von Jahren eine unverkennbare und stetige Linie zur Besserung zeigt, kann mit einer auch nur bruchteilweisen Wiederkehr der alten Zustände niemals mehr gerechnet werden. Die im Interesse der Sanoviste notwendig gewordenen und weiterhin notwendig werdenden Flußregulierungen und Entwässerungsanlagen sehen dem ein naturgegebenes Weis entgegen.

Erntestat

Lehen und Wänder
Rinden den Kranz —
Wunde Gewänder
fliegen im Tanz.

Nachen tönt wieder,
Schallend im Chor;
Heißliche Wieder
Jubeln empor.

„U“, was wir taten,
„War nicht verlor“:
Leich ist geraten
Gedehnes Storn...

Heißliche Wäse
Fand heut' den Dohn:
Lachte und bläse,
Erntetron“

Heinrich Anacker.

Inhalt: Dile der Heimat heilige Scholle. Von Max Bachmann. — Besuch in der Weidenrose. — „Wie wollen freu sein und bleiben.“ — Von Wilhelm Göttsche. — Sprüche im alten Ramm. — Der ewige Wanderer. — Von A. O. Nath. — Krebse als Schweinefutter. — Urnte. Gedicht.

Schriftleitung: P. Dahn.